

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 190. Bromberg, den 23. August. 1934.

# Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste.**



(23. Fortsetzung.) —— 

Düster war der Heimweg des jungen Bauern . . . Der späte, spitzköpfige Mond klomm hoch, doch konnte er keinen Trost gießen in die Verwirrung seines Herzens, in dem zum Ende die bittere Einsicht erstand, daß bald der ganze Erlös seines Rindviehs in die gierige Schafheide wandern würde.

Gleich darauf wurde in der Köterei ein Kind geboren, ein kräftiges, gesundes Mädchen. Die Großmutter betete bei seiner Geburt: sie hatte den Grund und das Ziel ihres Lebens wiedergefunden. Sie hatte ihren Gott wiedergefunden — den entschwundenen Gott ihres Hauses. Er war in der Mächtigkeit von zweitausend Talern wieder eingezogen in dieser Hütte, und diesem Gotte wurde das Kindlein schweigend geweiht.

## VIII.

Das Haus war fertig, die Scheune war fertig, die Ställe waren fertig, und herrliche Betonkrippen waren darin, so sauber, daß ein Mensch daraus hätte trinken mögen . . . Aber es sollten ja leider keine Menschen daraus trinken, sondern Kühe, Rinder und Kälber, und diese nützlichen Tiere waren in den Ställen nicht zu finden. Die Summe, von der das neue Vieh hätte beschafft werden sollen, war von Köters Erna abgeholt worden . . . .

Den Vater hatte es an den Rand der Verzweiflung getrieben, daß er mit seiner Unterschrift die Kasse anweisen mußte, diese Zahlung zu leisten, er hatte sich anfangs mit dem Rest seines väterlichen Machtgefühls dagegen aufgelehnt und er hatte sich erst gefügt, als Ferdinand seine eigene Bauernschlauheit auf die Gefahren lenkte, die von den gerissenen Kötern der angestrebten hoffnungsvollen Verlobung mit Wolpers Mariechen gar leicht bereitet werden könnten, wenn man ihnen das Maul nicht gehörig stopfte.

„Du weißt doch — Mariechen ist ein bißchen etepetete . . . Laß uns nun erst einmal richtig verlobt sein, dann können wir schon über die Mitgift reden, am besten gleich freien zum Sommer, da haben wir Geld genug, Kühe zu kaufen . . .“

Übrigens fand Ferdinand es nicht einmal ganz ungeschickt, daß noch keine Kühe im Stalle standen — warum? Weil es noch gar kein Wasser für sie gab. Ja, die Wasserleitung war noch nicht im Gange, und man hätte die Kühe, wenn sie schon da gewesen wären, nach wie vor „bornen“ müssen, wie man das mühselige Tränken des Viehs mit keuchend herbeigeschleppten Wassereimern nannte. Das taten die Mägde freilich nicht gern und insbesondere würde die neugemietete Magd das nicht getan haben, die man aus der Stadt hatte holen müssen, weil es letzthin kaum noch möglich war, auf dem Lande Dienstmädchen zu werben. Die Mädchen strebten vom Land fort in die Stadt, und was umgekehrt diese neue Magd betraf, die den Schritt von der Stadt aufs Land zurück getan hatte, so hatte sie sich hierzu nur entschlossen, weil sie „infolge fortgesetzten, nicht einwandfreien Lebenswandels“ in der Stadt keine neue Stellung bekam. Dieses Mädchen hätte gewiß keine Kühe „bornen“ mögen —wie gut also, daß keine Kühe da waren!

Es stand schlecht um die Wasserleitung: der alte Ziehbrunnen, aus dem Lina noch mit ihren starken Armen Eimer um Eimer ans Licht gehoben hatte, der alte Brunnen war nach dem Befunde des Installateurs bei weitem nicht ergiebig genug, das ganze Anwesen mit Wasser zu versorgen. Es mußte also ein neuer Brunnen gebohrt werden und nun fragte es sich, wo man den Bohrmeißel ansetzen sollte.

Ferdinand schickte ins Armenhaus und ließ den Invalidenrentner Fabian Fuchs kommen, der als Wünschelrutengänger guten Ruf genoß. Er war ein einsiedlerischer Junggeselle, infolge gnomenhaften Mißwuchses unfähig zu anderen Arbeiten als Körbeflechten und Kiepenflicken, halb blind, aber als Hellseher und Traumdeuter begehrt . . . Ein Landfremder war er, von der Clausthaler Hochebene in die Heide verschlagen, und wahrlich, er sah aus wie ein Zwerg aus den Schluchten des Harzwalds, wie ein Bergkauz, brummig, schlau und kundig verborgener Schätze.

Fabian Fuchs ging den Grasgarten hinter dem Hause ab und zeichnete nach dem Ausschlagen seiner Rute zwei Stellen, für deren Wasserhaltigkeit er sich mit mürrischen Worten verbürgte. Die Stellen wurden mit Pflöcken gekennzeichnet, und der junge Bauer empfahl sie alsbald dem Brunnenbohrer, den er auf Rat des Installateurs hatte kommen lassen.

Der Brunnenbohrer kam in einer nagelneuen 8-Zylinderlimousine aus Braunschweig. Er war von faßähnlicher Gestalt, der runde Kopf mit der breiten, eingedrückten Nase und den schweren Wülsten der Lippen saß wie ein gequollener Pfropfen auf gebauchter Weinbouteille. Er wußte eine laute, durchdringende Stimme aus seinem kurzen, fettgepolsterten Halse herauszuquetschen und mit dieser Stimme erklärte er zunächst das Vorgehen des Wünschelrutengängers für einen Humbug, von dem er als aufgeklärter und wissenschaftlich gebildeter Mann keinerlei Kenntnis nehmen werde. Er besichtigte den Grasgarten und bezeichnete eine dritte Stelle.

„Da werden wir in drei bis vier Metern Tiefe Wasser haben . . .“, verkündete er, „die Kolonne kommt in der nächsten Woche . . .“

Hierauf bestieg er seine Limousine und lenkte sie in der Richtung nach Braunschweig.

Einige Tage darauf, es war der letzte Sonntag im Mai, fuhr ein blinkendes Rappengespann auf dem Cordeshofe vor: Wolpers Vater und Mariechen kamen, ihren versprochenen Gegenbesuch auszuführen.

Cordes Mutter erwähnte gleich voller Scham des mißlichen Umstands, daß man immer noch in einer traurigen Häuslingshütte sitze, in der man so liebe Gäste gar nicht würdig empfangen könne — aber Wolpers Vater wies auf den prächtigen Neubau hin und sagte:

„Wer solch ein Anwesen baut, der braucht sich nicht zu schämen, Cordes Mutter . . ."

Sie besichtigten denn auch glücklicherweise zuerst die neuen Gebäude, ehe sie die Hütte betraten; die Gäste waren recht angetan von der großartigen Anlage des Gasthauses und der Wirtschaftsgebäude.

„Und das Rindvieh habt ihr wohl auf der Weide?" fragte Wolpers Vater, als sie den leeren Kuhstall betraten.

„Die Kühe muß ich erst neu kaufen . . .", sagte Ferdinand, „für die Kühe hatten wir kein Futter nach dem Brande, und jetzt haben wir noch kein Wasser zum Tränken, der richtige Brunnen muß erst gebohrt werden. Aber die Wasserleitung ist schon gelegt und der Elektromotor für die Pumpe ist auch schon da, das ist ja schließlich die Hauptsache . . ."

„Ach nun ja . . .", meinte Wolpers Vater, „die Hauptsache sind wohl die Kühe. Ein Bauernhof ohne Kühe ist doch ein putziges Ding, will mir scheinen . . . Das wird ein hübsches Geld kosten, neue Kühe hier hereinzuschaffen . . ."

„Die Kühe, die kommen dann schon . . .", sagte Ferdinand und blickte Mariechen flehend an. Er erschrak allerdings ein bißchen über den halben Blick, der seinen Ellenbogen umstrich, aber er war ihr doch dankbar, als sie jetzt nach der Tanzdiele fragte.

O ja — die Tanzdiele, die war auch schon so gut wie fertig . . . Vielleicht wollte Mariechen sie geschwind einmal besichtigen . . .?

Mariechen wollte. Sie gingen in den vorderen Teil des Gartens. Nach der Straße zu hatte ein Gartenbaumeister aus Hannover den sanften Anstieg des Geländes zu drei Terrassen abgestuft, die im Stil eines Steingartens verkleidet und mit Ziersträuchern bepflanzt worden waren. Auf der unteren Terrasse war die Diele hergerichtet, ein Boden aus abgeschliffenen Fuhrenbohlen mit einer Erhöhung, auf der die Braunschweiger Jazz-Band sitzen sollte.

„Jazz-Band . . .?" fragte Mariechen, nicht einmal ganz so entzückt wie Ferdinand erwartet hatte.

„Jawohl, Jazz-Band." Sie würde jeden Sonntag und Mittwoch zur Heideblütezeit herüberkommen . . .

Über der Diele schwebte auf vier Eckpfeilern ein freies Dach, und unter ihm sollten aufgerollte Zeltbahnen angebracht werden, die als Seitenwände bei Regenwetter herabgelassen werden konnten . . .

Auf den oberen beiden Terrassen waren Steingrotten und Lauben geschaffen; sie waren überwölbt von gekreuzten Bögen, auf welchen elektrische Birnen in den Sommernächten ihr durch Laubgeranke gedämpftes Licht über den Frohsinn der Gäste ergießen sollten.

Sie standen im Schutz einer Grotte.

„Fein — was . . .?" sagte Ferdinand mit einem beifallheischenden Blick auf das Mädchen.

Sie nickte, sagte aber nichts.

„Das ist doch ne feine Sache, solche Tanzdiele . . .", wiederholte er.

„Ja — aber das kostet doch alles eine schöne Stange Geld . . .

„Ach was, das kommt in ein paar Jahren wieder herein. Wenn hier erst mal „Heideblütenfest" ist zur Eröffnung — na, da kommen vielleicht Völker angefahren . . ."

„Ja — aber ich hätte nicht gedacht, daß ihr noch nicht mal Kühe im Stall habt . . ."

„Die Kühe, die kommen schon . . . Weißt du, was vor allen Dingen erst einmal auf den Hof gehört, Mariechen . . ?"

Er gab sich einen Ruck, um diese Worte recht munter herauszubringen, es war gar nicht so leicht . . .

Sie blickte ihn an, daß ihm beinahe wieder die Lust verging.

„Na . . .?" fragte sie ein wenig lauernd . . .

„Eine junge Frau, Mariechen — he . . ., was meinst du . . .?"

Er faßte sie mutig um die Taille und zog ihren festen Busen an seine Brust. Sie widerstrebte nicht eigentlich, sie ließ sich drücken, aber es war ein unfrohes Geschehenlassen. Gottlob schlug sie die Augen nieder. Schließlich sagte sie:

„Ist denn sonst schon alles in Ordnung hier . . .? Ich meine, mit der Abfindung von deinem Bruder und mit der Übergabe . . .? Ich freie nicht auf einen Hof, wo die Eltern noch nicht abgegeben haben und wo der Bruder noch nicht abgefunden ist, nein, das tue ich nicht."

„Das wird geregelt, Mariechen . . Nun sag man „Ja" . ."

Er zog sie dichter an sich und küßte ihren unbewegten Mund; sie ließ es geschehen.

„Bring man erst mal das mit der Übergabe und mit der Abfindung ins Lot . . . Dann kannst du ja zu uns kommen . . ."

Sie entwand sich ihm und drehte sich um. Er folgte ihr wortlos in die Hütte, wo der Kaffee schon aufgetragen war. Ach Gott — eine Liebesheirat hatte es ja von Anfang an nicht sein sollen . . . aber daß es nun so vor sich gehen mußte . . .! Immerhin schien sie geneigt, das Geschäft abzuschließen und das hob seine Stimmung für den Rest des Beisammenseins.

Wolpers blieben auch gar nicht so sehr lange: sie hatten noch einen Besuch vor, sie wollten Vollmoors Frau, der Kusine des Vaters, geschwind „guten Tag" sagen.

„Das gehört sich wohl so . . .", meinte Wolpers Vater, „sie weiß, daß wir hier sind. Wir kommen dann bald einmal wieder — das tun wir gewiß." Er blickte aufmunternd den jungen Bauern an, wie er sich zum Abschied erhob.

Als die Gäste abgefahren und die Cordesleute in die Hütte zurückgekehrt waren, herrschte eine Weile Schweigen im Raume. Dann sagte der Sohn:

„Sie wollen, daß die Übergabe und die Abfindung geregelt wird, ehe sie die Sache perfekt machen."

„Will denn das Mädchen wirklich . . .?" fragte der Vater.

„Ja, sie will wohl . . . Aber sie weiß auch sonst, was sie will . . ." Nach einer Pause fuhr er, ein wenig unsicher fort: „Sie ist überhaupt nicht unrecht . . ."

Und wie zur Bekräftigung dieses Lobes seufzte er plötzlich tief und aus ehrlichem Herzen auf. Die Mutter blickte ihn erschrocken an, sie wußte, warum er seufzte und nun ging es ohne Worte mächtig hinüber von ihr zu ihm, von ihm zu ihr . . . Nun stand vor beider Seele dieselbe Gestalt, er las sie von den Augen der Mutter ab und atmete sie zitternd in sich hinein und seines Herzens Qual gab sie bang wieder von sich und so eindringlich sah er sie vor sich stehen, daß er sich wahrhaft ängstete, sie könne sich verdichten zu Fleisch und Blut und plötzlich mitten im Raume stehen und sprechen — Lina . . .

Endlich schüttelte die Mutter langsam den Kopf und stand auf; sie sprach jetzt und der Bann war gebrochen:

„Vater — du bist müde, du kannst nicht mehr arbeiten und kannst dich nicht mehr sorgen, was alles wird und werden soll. Laß den Notar kommen, der kann morgen die Sache mit dir und deinem Jungen ins Reine bringen."

„Morgen nicht . . .", sagte der Vater leise, „Montag wird nicht wochenalt. Er soll am Dienstag kommen."

„Was will denn wohl Ernst verlangen . . .?" fragte Ferdinand vorsichtig.

„Ich denke, er wird an zwanzig Morgen Land und fünfzehntausend Mark in bar verlangen, das steht ihm zu."

„Der Wald ist schlagreif, wir müssen den Holzhändler aus Hannover kommen lassen, daß er ihn abschätzt. Ich weiß nicht genau, wie das Fuhrenholz jetzt im Preise steht, aber ich glaube, es kommt viel mehr heraus als fünfzehntausend Mark. Dann ist sogar noch genug übrig für neues Vieh . . ."

„Der Wald hätte gut noch zehn Jahre stehen können, dann hätte er vielleicht zwanzig eingebracht, ob er heute fünfzehn bringt, ist die Frage."

„Aber ich muß ihn doch verkaufen . . ."

„Es wird wohl nichts übrig bleiben, als ihn abzuholzen. Dann behältst du einen Hof von knapp hundert Morgen Acker und Weide. Die dreihundert Morgen Heideland bringen nicht einen Pfennig ein und kosten nur Steuern.

„Dann kriege ich doch auch den Hof von Tante Hermine noch, das ist bald noch einmal ebenso viel Ackerland."

„Wann wird das wohl sein, daß sie abgibt . . . Das kann lange dauern, sie ist ja kaum fünfzig."

„Sie hat mir ja schon gesagt, daß sie abgeben will, wenn ich freie. Sie sagt, wenn sie so ein gutes Altenteil verschrieben kriegte, wie ich es ihr vorgeschlagen habe und das Wohnrecht auf ihrem Hofe behielte, hätte sie viel mehr von ihrem Leben als wenn sie sich mit Verwaltern und Pächtern ärgern müßte. Dann hätte sie keine Sorge und keine Rechnerei mehr . . . Die ist ganz froh, wenn sie davon ist, die ist ja auch nicht die Gescheiteste."

„Wenn sie Wort hält ... Auf Weiber von ihrer Gemütsart kann man sich manchmal nicht verlassen. Und unser Altenteil muß dein Hof dann auch noch ausbringen, es muß festgelegt werden und auf dem Hofe ruhen, solange wie wir da sind, egal, in welche Hände der Hof einmal kommt — unser Altenteil lastet darauf."

„In welche Hände soll denn der Hof einmal kommen, Vater?"

„Wir denken, nur in deine Hände. Aber das Altenteil muß so abgefertigt werden, wie ich gesagt habe ... Dann hast du noch zwanzigtausend Mark Hypothek von Vollmoors Frau auf dem Hofe ..."

„Die verzinsen sich doch spielend durch das neue Gasthaus ... Aber wir können sie ja auch zurückzahlen von dem Gelde, das die Wolperschen einbringen."

„Wenn Wolpers Mariechen hier wirklich einzieht, dann ist ja alles gut ..."

„Alles gut ...?" sagte die Mutter, „ach — ist dann wirklich alles gut ...?"

„Natürlich ist dann alles gut ...", brummte der Sohn und ging hinaus.

Er ging in den Garten, schritt die neuen Terrassen ab, wollte sich in einer der Grotten niedersetzen — aber plötzlich merkte er, daß es die Grotte war, in der er mit Wolpers Mariechen gestanden hatte. Da wandte er um und stieg um einige Stufen höher.

Er war nun auf der obersten Terrasse, er gedachte sich hier niederzulassen, den Anblick seines neuen Werkes zu genießen — doch fand er es reichlich kühl hier, es war auch noch zu nackt ... Da hinten im Garten rauschten die alten Bäume, hier aber raschelte nur das frisch angepflanzte spärliche Strauchwerk, das für den städtischen Ausflugsfrohsinn würde hinreichen mögen .... Ihm aber raunte es in dieser Minute keine Hoffnung zu, nur die peinvolle Erinnerung an die letzten, allerletzten Stunden ...

(Fortsetzung folgt.)

---

# Drei Türen nebeneinander.

Heitere Geschichte von **Peter Lee.**

Zum ehemaligen Herzogtum Nassau gehörten auch die beiden Dörfer Reichelsheim und Dornassenheim in der Wetterau, die zusammen eine Enklave bildeten. Ein eigener Amtmann, ein Oberlandschultheiß und ein Kassenbeamter betreuten dazumal die staatsbürgerlichen und verwaltungsrechtlichen Belange der guten Leute. Um jedoch nicht verantworten zu müssen, daß den Herren vor lauter Gemächlichkeit ihr Amt leid werde, kam das zuständige Ministerium in Wiesbaden auf den erleuchtenden Gedanken, alle drei Ämter unter einen Hut zu bringen. So wurde denn ein würdiger Mann bestellt, der sich zu Wetzlar in der Rechtswissenschaft wacker umgetan hatte und dem ein Altersposten wohl zu gönnen war. Also sprach Rat Nüßlein im Amtshaus zu Reichelsheim das Recht, als Oberlandschultheiß übte er die freie Gerichtsbarkeit aus, und als Rendant lagen ihm die Kassengeschäfte ob.

Drei Türen im Erdgeschoß stellten die Grenzen seines Amtsbereiches dar. Drei Türen nebeneinander — ölfarbenbeschriftet: „Herzogliches Amt." — „Herzogliche Oberlandschultheißerei." — „Herzogliche Receptur." Für diesen gewaltigen Verwaltungsapparat war außerdem ein Bureaudiener, Federfuchser und Faktotum in einem, vorhanden. Zischke mit Namen; Traugott Zischke.

Der hatte nun weiter nichts zu tun, als die erledigten Schriftstücke zu versiegeln, sie aus dem Amt zur benachbarten Oberlandschultheißerei zu tragen, dort zu entsiegeln und zu verwahren. Nach empfangenem Dienstsiegel leitete er sie weiter zur Receptur, wo Rendant Nüßlein seinen Vermerk darunter kritzelte und „allfalsige" Gebühren ins Rechnungsbuch sauber eintrug. Von dort expedierte Traugott die Akten in die Stube des Amtmanns zurück, und die Tagesarbeit war getan.

Nun geschah etwas, was den Frieden dieses Bureaukratenparadieses ernstlich gefährden sollte. Der Herr Oberlandschultheiß hatte für einen Bürger ein Testament aufgesetzt; einstweilen wurde die Urkunde bei den amtlichen Depositen (mittlere Tür, Aktenschrank B) hinterlegt. Der Testator starb. Die Erben stellten sich ein, und Oberlandschultheiß Nüßlein verständigte sie vom Nachlaß des Erblassers. Jedoch die Leute fochten die letztwilligen Bestimmungen an; prozessierten. (Das Testament kam als Beweisstück zu den Akten.) Der Herr Amtmann Nüßlein hatte nun das Wort. Alle tiefgründige Perückenweisheit half ihm nicht: Die Dickschädel ließen auch sein Urteil nicht gelten und wandten sich ans Appellationsgericht nach Dillenburg. Das entschied (nicht im Sinne des Reichelsheimer Salomo) und replizierte, der Herr Amtmann möge dem Oberlandschultheiß wegen eines Formfehlers im Testament einen strengen Verweis erteilen und ihn anhalten, sich künftighin strengerer Sorgfalt zu befleißigen.

Der Herr Amtmann gab seinem Untergebenen den verlangten Wischer, schellte Zischke, befahl ihm, das Schreiben zu versiegeln und an die Oberlandschultheißerei zu expedieren. Erhob sich darauf mit steifer Würde, nahm im Nebenzimmer Platz, langte die große Hornbrille aus dem Futteral und studierte die Epistel. Hieb kratzend auf den Tisch und begann dem Herrn Amtmann einen geharnischten Bericht hinzuschreiben, der dartat, warum und weshalb das Testament so und nicht anders habe abgefaßt werden können.

Dieser Brief, „dem Herzoglichen Amt Reichelsheim, dahier, gehorsamst vorgelegt mit der respektierlichen Bitte um Kenntnisnahme und Weiterleitung an das Herzogliche Appellationsgericht in Dillenburg", war eine Mordsdummheit. Vorläufig aber legte Traugott Zischke das sonderbare Dokument seinem obersten Amtschef vor. Der löste gemächlich die Oblate, las die Remonstration der nachgeordneten Dienststelle, machte das vorschriftsmäßige Begleitschreiben dazu und sandte das Ganze nach Dillenburg.

Die Herren dort rückten die Brillen, lasen, debattierten, bis ihnen der Zorn in die stubenblassen Gesichter rauchte. Wie? Was? I! Da sollte doch gleich — der Herr Gerichtspräsident hüstelte mit verkniffenem Hypochondergesicht dem Sekretarius eine Antwort in die Feder, daß dem vor demütigem Respekt ein Schauder über den mageren Rücken kroch: „.... und wird hiermit seitens des Herzoglichen Appellationsgerichts die erstergangene Jurisdiktion vollinhaltlich bestätigt. Außerdem und ohnerachtet des Vorbehaltes einer Beschwerde an den Herrn Minister wird der Oberlandschultheiß zu Reichelsheim wegen etwelcher grober Ausdrücke in seiner Remonstration disciplinariter mit fünf Gulden in Pön genommen." — —

Was nun? Der Herr Amtmann nahm Akt von der Verfügung — das heißt: er trug den Vorfall gewissenhaft ins Strafmanual ein. Durch Reskript setzte er mit drei dürren Worten den Oberlandschultheiß in Kenntnis und tat ein übriges: beauftragte sich selbst in seiner Eigenschaft als Recepturbeamter mit der Einziehung des Strafgeldes.

Und wurde seines Lebens doch nicht mehr so recht froh, der kuriose Herr Rat Nüßlein. Alles wäre so schön glatt und in Ordnung gewesen, wenn der Sackermentsoberlandschultheiß nur hätte Raison annehmen wollen. Aber der besann sich mit einem Male darauf, daß es nicht umsonst einen Gnadenweg gäbe. Also setzte sich der mittlere Teil dieser abnormen behördlichen Dreifaltigkeit hin und baute recht und schlecht ein Immediatgesuch.

Indessen hatte er in der Eile vergessen, daß Hoheit sich mit Bagatellen höchstselbst nicht mehr abgab, sofern diese eine Strafe von dreißig Gulden Rheinisch Courant oder 28 Tagen Gefängnis nicht überschritten — aus diesem Grunde also geriet der Bittbrief nur in die Hände des zuständigen Ministers, und der ließ ihn an den Amtmann in Reichelsheim zum Bericht zurückgehen.

Optime! Der rieb sich die Hände: Was anders wohl konnte der Amtmann Nüßlein über den Oberlandschultheißen Nüßlein aussagen als Treffliches! Der Herr Amtmann schrieb demgemäß seinem untergeordneten Ich das allerbeste Dienstleistungszeugnis „.... und fühlt sich Gefertigter im Gewissen verpflichtet zu bekunden, daß der ihm als Mensch und Beamter wohlbekannte Oberlandschultheiß achtbar zu schätzen ist. Im vorliegenden Falle hat er m. E. streng gesetzlich gehandelt und entbehrt seine Remonstration an das wohllöbliche Herzogliche Appellationsgericht gewißlich nicht der Politesse, wie sie Beamten von Rang und Distinktion wohl eignet."

Punktum. Sigillum. Streusand.

Uff.

Herr Nüßlein — unbillig, das unerwähnt zu lassen — behielt die Sache amtsmäßig im Auge und ritt inzwischen

auf seinem monströsen Amtsschimmel alle Kapriolen einer bureaukratisch höchst possierlichen Schule. Da vermerkte es beispielsweise der Herr Rendant mit Befremden, daß die Erstattung des Strafgeldes ungebührlich lange auf sich warten lasse. Der Herr Amtmann replizierte verschnupft, eine Beurteilung in Rechtsdingen stünde einem Receptur-beamten nicht zu, aber immerhin möge „man“ ad notam nehmen, daß man in ein schwebendes Verfahren nicht greifen dürfe.

Der Unterste auf den drei Amtssprossen bedankte sich nach schicklicher Frist für die Belehrung und versicherte, daß er vorläufig von einer Vollstreckung absehe.

Der Mittelste schwieg sich klüglich aus.

Jedoch, der böse Feind in Dillenburg klopfte vertraulich in Wiesbaden an und erhielt postwendend das Gesuch um Straferlaß nebst Bericht des Amtmanns zur Äußerung vorgelegt.

Tableau! So etwas — die erstaunlich gelassene, die summarisch dreiste (dummdreist, hüstelte der Präsident empört) Korrespondenz eines Beamten mit sich selbst — war neu. Dillenburg steckte es Wiesbaden. Wiesbaden forderte die Akten ein, ließ die Sache untersuchen, und ob der Amtmann auch beteuern mochte, es sei alles mit rechten Dingen zugegangen und selber könne er Beamte weder einsetzen noch aus eigener Tasche besolden: so hatte diese unbegreifliche Regierung dennoch kein Verständnis mehr für einen geplagten armen Mann. Sie brummte ihrerseits Nüßlein I eine gehörige Geldbuße auf und setzte ihn bald darauf vollends zur Ruhe. Aber als Rendant hat Nüßlein III noch in beiden Straffällen walten müssen.

Seine letzte, seine, wahrhaftig, sauerste Amtshandlung.

---

# Die Erschütterung.

Skizze von **Walter Siemens.**

Siebzig Jahre war der alte Risten, der Mühlenwirt, den Weg seines Lebens gegangen nach der Ordnung und den Gesetzen, die ihm überkommen. Nie hatte die Weisheit der Väter, welche die Weisheit Gottes ist, ihn verlassen, weder in der Zeit, da er selber noch geführt wurde vor vielen Jahrzehnten, noch seitdem er selber führte in den Dingen des Irdischen. Aus Vertrauen und Gehorsam war die eigene Einsicht geworden, die klare Erkenntnis. In langen Jahren hatte sie sich bewährt. Sein Vertrauen zu ihr schien unerschütterlich.

Nun war es erschüttert, erschüttert durch den eigenen Sohn, den jüngsten und liebsten. Alle Ordnung, alle Weisheit, alle Regel schien davor zusammenzubrechen.

Man muß seinen Kindern freie Hand geben, hatte er früher gesagt. Man muß Vertrauen zu ihnen haben, und sie müssen merken, daß man Vertrauen hat. Das weckt ihren Stolz. Man darf sie nicht beobachten, als seien sie verdächtig; man darf sie nicht belauern wie ein Spion. Man muß sie unter die Entscheidung ihres eigenen Gewissens und ihrer eigenen Vernunft stellen. Das macht sie ehrgeizig. Man muß ihnen Freiheit geben. Sie werden sie nicht mißbrauchen.

So hatte der Mühlenwirt alle seine Kinder großgezogen, fünf Jungen und drei Mädchen. Eduard, der jüngste, war das neunte und letzte. Er zählte jetzt zweiundzwanzig Jahre, lebte zu Hause und arbeitete im Geschäft. Außer ihm war noch eine Schwester da, die Anna. Die andern lebten in der Welt, hier und da, die meisten verheiratet. Sie waren etwas geworden, sie hatten dem Vater und seiner Erziehung Ehre gemacht. Wenn sie zu Besuch ins Dorf kommen, ziehen die Leute vor ihnen den Hut. Das tun sie nicht vor jedem, der aus dem eigenen Nest stammt.

Nun und wie ist es gekommen: Eduard war am Sonntag in die Stadt gefahren, zu einem Fußballwettspiel und nachher zum Ball. Natürlich mußte er Geld mitnehmen. „Die Schlüssel liegen in der Kommode“, sagte der alte Risten; er meinte die Schlüssel für die Kasse. So hatte er es immer gehalten. Als Eduard herunterkam, sagte er im Vorbeigehen, zwanzig Mark habe er sich genommen. Er hätte es nicht zu sagen brauchen, es wäre auch so in Ordnung gewesen. Was Eduard nicht brauchte, würde er zurückgeben. Der alte Risten nickte nur.

— Am Nachmittag kam die Zeitungsträgerin und holte das Bezugsgeld. Als der Mühlenwirt die Kasse öffnete und die Barschaft prüfte, fehlte ein Fünfzigmark-Schein. Heute früh noch hatte er nachgezählt, ein Irrtum war ausgeschlossen. Er fragte seine Frau, er fragte die Tochter. Sie wußten von nichts. Da wurde er unruhig, — fürs erste nur unruhig. Es wird sich aufklären, dachte er. Man muß warten, bis Eduard zurückkommt. Vielleicht hat er versehentlich den Fünfziger zusammen mit dem Zwanziger eingesteckt.

Im Laufe des Nachmittags wurde der Mühlenwirt zappelig. Nervös aber wurde er, als Eduard mit dem gewohnten Abendzug nicht zurückkam. Da fraß sich das erste wirkliche Mißtrauen, der erste Argwohn, die erste wehe Angst in die Seele des Alten. Der Frau und der Tochter verbot er, dem Jungen von dem Gelde zu sprechen. Kein Wort hätten sie zu sagen. Entweder kläre es sich auf, oder er würde das selber mit dem Jungen ausmachen. Die Mutter sagte, natürlich kläre es sich auf. Ob er daran zweifelte? Das sei ein Unrecht an dem Jungen. — Groß und schmerzvoll sah der Alte sie an. Er sagte nichts.

Um elf Uhr gingen sie zu Bett. Aber Risten fand keinen Schlaf. Gegen zwei Uhr hörte er Eduard nach Hause kommen.

Verstört und übernächtigt stand der Alte am frühen Morgen auf. „Herrgott, ich bitte dich, laß es gut werden“, flehte er. Es war ihm, als ob er inwendig bebe und zittere. Er war ein alter Mann. Eduard stand schon bei der Arbeit. Aber der Alte scheute sich, zu ihm zu gehen. Ihn bangte vor der Entscheidung.

Beim zweiten Frühstück um zehn Uhr schob Eduard dem Vater zwei Fünfmark-Stücke über den Tisch. Neun Mark habe er gebraucht, sagte er. Sonst sagte er nichts, kein Wort. Dem alten Risten war es, als treffe ihn ein Schlag. Nicht einer Gebärde war er fähig. Undeutlich, wie durch einen Schleier hindurch, sah er den Sohn aufstehen und aus der Stube gehen. Wie aus weiter Ferne klangen die Schritte über den Hausgang davon. Da stöhnte der alte Risten laut auf und verbarg das runengezeichnete Gesicht in den zittrigen Händen.

Wie ein Alp lastete es auf der Familie, wie ein drohendes Unwetter, als wäre es dunkel geworden mitten am Tage. Eine unerträgliche Schwüle war um sie und in ihnen. Sie schlichen einander vorbei, sie sagten nichts. In ihren Gesichtern stand der Schmerz, stand die Not. Was eigentlich los sei, fragte der Bruder mittags die Schwester. Die wurde bleich und unsicher und stotterte etwas von Unwohlsein des Vaters. Kopfschüttelnd ging Eduard hinaus.

Nicht einen Augenblick wich dem Mühlenwirt das stechende Weh aus dem Innern. Daß ihm das noch geschehen mußte am Abend des Lebens! Daß es ihm geschehen mußte an dem eigenen Sohn, dem so sehr geliebten! An diesem Nachmittag sagte der Krämer Weden zu seiner Frau: „Der Risten Hannes wird alt. Er hält sich nicht mehr gerade. Nun ja — siebzig!“

Noch einmal schärfte der Mühlenwirt der Frau und der Tochter ein, daß sie zu schweigen hätten. Seine Stimme klang anders, als sie früher gewesen war, wenn er befahl. Sie klang schwächer, unsicherer. Die beiden nickten stumm.

Der Mann aber dachte, und er hängte nun all seine Kraft, seinen letzten Glauben an diesen Gedanken, an diese Hoffnung: Vielleicht kommt Eduard und beichtet es. Es wird ihm keine Ruhe lassen. Es treibt ihn zu mir. Er wird kommen, er muß kommen. Dann will ich ihm verzeihen . . .

Aber Eduard kam nicht. Den ganzen Nachmittag kam er nicht. Minute um Minute versickerte, Stunde um Stunde verrann. Der Alte wartete vergebens.

Erst am Abend kam Eduard. Er hatte einen weißen Zettel in der Hand und schob ihn über den Tisch. Er habe das gestern morgen in der Eile der Abfahrt vergessen und das Papier noch in der Tasche gehabt, sagte er. Es sei, als die andern zur Kirche gingen, Jngen Karl dagewesen, der Anstreicher, mit der Rechnung. Er habe ihm das Geld gleich mitgegeben: einundfünfzig Mark und zwanzig Pfennig.

---

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.